

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 9

Artikel: Sklavenhandel
Autor: Leuenberger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich beschränke mich auf die Schilderung von eigenen Erlebnissen und Beobachtungen während meiner fünfjährigen Fahrten kreuz und quer durch Afrika und Arabien. Es sind kleine Episoden und doch bringen diese die erschütternden Vorgänge näher, als die allgemein gehaltenen Vorwürfe, wie sie etwa durch UNO-Kommissionen ausgesprochen werden.

Gib mir drei Pfund, und er gehört dir! Ein glühender Wind trug weiße Staubwolken durch die weiten

Gassen von Agordat im äußersten Westen der ehemaligen italienischen Kolonie Erythräa. Wiederkauend standen die Kamele der Karawanen herum, die durch die Steppen und Halbwüsten der Niederungen im Süden und Norden gezogen waren, um Palmfasmatten, Brennholz aus dem Buschland und saure Milch in wasserdicht geflochtenen Gefäßen abzuladen und Hirse, Früchte und Petroleum für die Lampen, Glasperlen, Tabak und Werkzeuge wegzutragen.

Ich hatte einen italienischen Freund begleitet, der in seinem alten Automobil nach Gullui im äußersten Tiefland gefahren war, wo er eine Plantage besaß. Er bebaute auch Zonen jenseits der Grenze, auf abessinischen Boden und hatte seinen Wagen in Abessinien immatrikulieren lassen. Als wir durch die Gassen von Agordat schlenderten, fiel mir auf, daß uns zwei Afrikanerjungen ständig folgten. In einer einsamen Gasse näherte sich plötzlich der eine und redete uns auf Italienisch an: «Nehmen Sie diesen Knaben mit, ich lasse ihn Euch für drei Pfund», sagte er und deutete auf seinen Begleiter, der etwa achtjährig sein mochte. «Drüben in Abessinien würde man Euch fünfmal soviel zahlen. Ihr habt ja ein abessinisches Automobil und könnt ihn leicht mitnehmen.» Der angebotene Knabe lächelte und zeigte sein breites, schneeweißes Gebiß.

Ich wollte zuerst an einen schlechten Witz glauben, oder an eine mir noch fremde Form von Bettelei, obschon mir bekannt war, daß es in Erythräa verkommene Italiener gab, die auch vor Menschenhandel nicht zurückschreckten.

Da wir nichts antworteten, wiederholte der Junge sein Angebot: «Ich überlasse ihn Euch für zwei Pfund. Mein Vater hat mir verboten, unter diesen Preis zu gehen.» Inzwischen hatte ich den kleinen Kaufmann näher betrachtet.

Er verriet die Gesichtszüge und die rotbraune Haut des Stammes Beni Amer. Diese sind nubische Nomaden mit geradezu europäischen Gesichtszügen. Aus ihnen rekrutierten sich vor allem die Krieger, die unter dem wilden Mahdi gegen die Engländer gekämpft hatten. Noch im vergangenen Jahrhundert gehörten sie zu den gefürchtetsten und geübtesten Sklavensjägern, die weit in den südlichen Sudan vordrangen, um dort auf Menschenbeute auszugehen. Aber ich hatte nie angenommen, daß sie dieses Geschäft bis in unsere Tage hinein fortsetzten. Es war das erstemal in meinem Leben, daß mir ein Mensch zum Kauf angeboten wurde.

Ich fragte den Beni Amer, der kaum zehn Jahre zählte, wer denn sein schwarzer Kamerad, den er verkaufen wolle, sei. «Er ist mein Bruder», lautete die Antwort, «mein Vater hat ihn als dreijähriges Kind gekauft.»

Der Kleine hörte unserem Gespräch, das er nur teilweise zu verstehen schien, stumm zu. Er wies die Züge des Negerleins auf, das wir aus Kinderbüchern kennen. Die flache breite Nase, die niedrige Stirn, die aufgeworfenen dicken Lippen und das kurze krause Haar. «Mein Vater sagt», sprach der kleine Verkäufer weiter, «mein Bruder esse zuviel. Sehen Sie wie dick er ist», dabei kniff er den Kleinen in die prallen Armmuskeln und fügte bei, sein Vater sei eben nun arm geworden, da er in einer Blutfehde mit einem Nachbarstamm fast alle seine Kamele verloren habe.

Ich schlug meinem italienischen Freund vor, den Jungen freizukaufen und ihn dann den Behörden zu übergeben. Mein Freund nahm mich beim Arm und führte mich auf den Marktplatz, während die zwei Jungen in einer Seitengasse verschwanden. Auf dem Marktplatz zeigte er auf die Menschenmenge, in der alle Hautschattierungen, vom Weiß der arabischen Jemeniten bis zum Blauschwarz der Niloten zu finden waren. «Jeder zweite unter diesen Menschen ist ein Sklave oder doch Leibeigener. Du mußt sehr reich sein, wenn du nur einige davon loskaufen willst.»

Foto: Werner Gisler
Vater und Tochter

Schauriges Ende einer Karawane

Der englische Richter Godfrey Roberts drehte die Spitze seines großen roten Schnurrbartes und blickte in das unbewegliche Gesicht des arabischen Segelkapitäns Silmi Mussalem: «Ich beantrage eine exemplarische Bestrafung des Raubmörders Silmi Mussalem. Er soll auf der Insel Kad-hu zusammen mit seinem Gehilfen Mahmud Omar Allasi hingerichtet werden. Ihre Überreste werden neben den gebleichten Gebeinen ihrer 26 Opfer liegen und von den gleichen Krabben gefressen werden, die ihre Opfer bei lebendigem Leibe verzehrt haben.»

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken, als ich mir blitzartig das Unfaßbare, das geschehen war, noch einmal vorstellte:

Es war im Sommer des Jahres 1951 gewesen. Ich hatte einige der einsamen Inseln besucht, die im südlichen Roten Meer zwischen Erythräa und dem Königreich Jemen verstreut liegen. Auf den meisten fand ich nur Krabben, die bloß eine große rote Schere aufweisen und diese sofort ins Bodenloch einziehen, wenn eine Gefahr sich nähert. Verhielt ich mich still, so tauchten Hunderte dieser Scheren wieder auf, so daß die Inseln einem seltsam starren Blumengarten glichen.

Was war geschehen?

Im Herbst des Jahres 1950 war eine kleine Gruppe von Pilgern im Westsudan aufgebrochen, um quer durch Afrika hindurch die heilige Stätte des Islams, Mekka, zu erreichen. Die Karawane bestand aus Sudanern jeglichen Alters und aus einigen Jünglingen und Knaben, die ihre Herren als Diener begleiteten.

Diese Sudaner wußten nicht, wie man

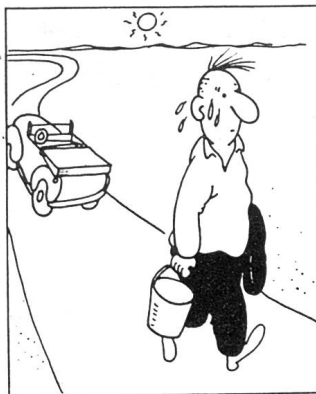
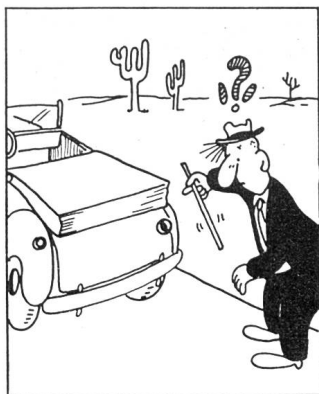
eine so lange Reise organisiert und wandten sich an eines der vielen Pilgerunternehmen, deren Vertreter überall im mohammedanischen Afrika wirken. Gegen Entrichtung eines vorausbezahlten Betrages wurden sie durch einen Führer nach dem fernen Roten Meer in Bewegung gesetzt.

Als ich mich im Sommer 1951 im Rotmeerbahnen Massaua befand, traf von Amaterre her, einem kleinen benachbarten Fischerhafen, eine seltsame Menschenfracht ein, vier fast bewußtlose Menschen, die zuerst einmal in ein kleines Spital getragen werden mußten. Der dunkelhäutige Mann vom Stamme der Danakil, der die vier pechschwarzen Sudaner in seinem kleinen Sambuk – einem arabischen Segler – gebracht hatte, war der Fischermann Issa Idris. Es gelang mir, durch ihn in ein Drama Einblick zu halten, das zum schaurigsten gehört, was ich je auf Reisen erfahren habe.

Ein schwerer Sturm hatte Issa Idris gezwungen, auf einer der wasserlosen kleinen Koralleninseln der Gruppe der Dahlakinseln Schutz zu suchen und sein Boot in der Nacht auf den Sand zu ziehen.

Als Issa Idris am frühen Morgen erwachte, bot sich ihm ein Anblick des Grauens. Ringsherum lagen zerstreut Menschen, von denen sich nur einige noch zu bewegen schienen. Bei näherem Zusehen gewährte er, daß manchen dieser Menschen ganze Glieder fehlten. Unter dem Dutzend Neger befanden sich bloß noch vier lebend, die, weil ihnen die Zunge geschwollen war, nicht mehr reden konnten. Neben den Leichen mit abgefressenen Armen und Beinen lagen die vollständig fleischlosen Knochen weiterer Menschen, während an einigen

Bilder ohne Worte



Stellen eingegrabene Skelette aus dem Sand hervorragten.

Issa Idris begrub die Toten und segelte mit den vier Überlebenden nach Amatero und dann unter Begleitung eines Beamten weiter nach Massaua. Vorsichtige Pflege löste endlich die Zunge der Überlebenden. Ich durfte

dem Verhör beiwohnen, da ich den Polizeichef von früher her gut kannte. Das Verhör wurde für den englischen Polizeioffizier laufend übersetzt, so daß ich Einblick in alle Einzelheiten des Geschehens erhielt.

Die Engländer hatten vor einiger Zeit neue gesetzliche Verfügungen über das Pilgerwesen

Sommerlicher Familienfilm

von C. Gähwiler,

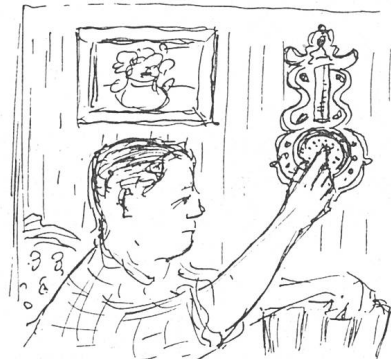
einer Leserin, angeregt durch unsere Rubrik «Kleiner Familienfilm»



Schönes Wetter zum Betten-sonnen. Vatti hilft Matratzen auf die Zinne tragen.



Sonne verbirgt sich plötzlich. Mutti sieht Wolken am Himmel.



Vatti klopft Barometer. Er steht auf, schön, auch Wetterbericht ist gut.



Sehen plötzlich grosse schwarze Wolke. Sicht nach Platzregen aus.



Töchterchen erscheint, sollte Frühstück haben, müsse bald in die Schule.



Wolke wird drohend. Vatti sollte ebenfalls essen und ins Geschäft. Sonne ist weg.



Entschliessen sich, alles wieder hinunter zu tragen, da Vatti noch schnell helfen kann.



Schleppen alles wie - der ins Schlafzimmer hinunter. Esser in Eile. Vatti und Töchterchen sagen „adjo.“ — — —



Mutti zieht Decken und Kissen wieder an. Bettet, macht wieder Ordnung. Wolken sind wieder weg. Sonne scheint hell ins Zimmer!

erlassen. Der einzige zugelassene Ausreiseposten für Mekkapilger wurde so Suakin bei Port Sudan am afrikanischen Ufer des Roten Meeres. Auf diese Weise hofften die Engländer, die Pilgermassen leichter kontrollieren zu können. Da aber viele Pilger ohne Papiere oder ohne Durchreisevermerke reisten, suchten sie illegal über einsame Karawanenpfade ans Rote Meer zu gelangen. Von dort aus beförderten sie arabische Segler ebenfalls illegal nach Arabien. Ein Araber, Scheik Hassan, war der Hauptorganisator nicht nur solcher illegaler, sondern auch legaler Pilgerfahrten. Und seine Mittelsmänner waren es, die die 30 Pilger der erwähnten Gruppe dem arabischen Segelkapitän – oder «Nakuda», wie man diese nennt – Silmi Mussalem, übergeben hatten. Dieser hatte den Auftrag, die Gruppe ungesehen bei Nacht auf die Insel Dahul zu verbringen, wo sie vom arabischen Ufer her abgeholt würden. Scheik Hassan hatte sich absichtlich nicht für die Ein- und Ausreisepapiere der Pilger gekümmert, um diese um so sicherer in seinen Händen zu haben.

Silmi Mussalem, der Kapitän, fuhr jedoch nicht nach der ihm vorgeschriebenen Insel, sondern auf die einsamste derselben, nach Kad-hu, und ließ die Pilger dort aussteigen, wo sie beten und übernachteten sollten.

Aber kaum waren alle, außer einem 15jährigen Jungen ausgestiegen, band er diesen blitzschnell an den Mast, brachte den Segler unter den Wind und fuhr davon. Die ganze Habe der Pilger blieb in seinen Händen. Die Schreie und Hilferufe der Zurückgebliebenen verhallten in der einbrechenden Nacht.

Es folgten Tage des Durstes und Hungers. Es gab keinen Schatten. Als Erster hauchte ein blinder Greis, der in Mekka zu sterben gehofft hatte, sein Leben aus. In der mond hellen Nacht huschten leichtfüßige Krabben heran und versuchten den Toten anzuknabbern. Der kleine Enkel des Blinden verscheuchte sie und wachte die ganze Nacht, doch einer nach dem andern starb, und die übrigen wurden zu schwach, um die Krabben abzuwehren, die selbst den noch Lebenden Stücke aus dem Leibe schnitten.

Der Nakuda Silmi Mussalem hatte nicht mit einer Entdeckung seiner Untat gerechnet und war überraschend verhaftet worden, als er nach Amaterre zurückkehrte. Er gab nichts zu. Dafür sprach sein Gehilfe Mahmud Omar Allasi, ein pechschwarzer Sudanneger, der ihm

als Sklave diente. Mahmud gestand auch, daß sein Herr den 15jährigen Jungen, den er gebunden hatte, auf einer andern Insel an einen arabischen Komplizen zu einem Preis verkauft habe, der ungefähr 4000 Franken ausmache. In Saudiarabien würde der Käufer für diesen dann das Doppelte lösen.

Die höchsten Preise für Sklaven zahlt Arabien, wo infolge der Erdölgewinne gewaltige Summen verdient werden. Der Preisunterschied erhellt schon aus dem ersten Angebot von zwei Pfund (25 Franken), das mir in Agordat gemacht worden war, und diesen 4000 Franken. Der Transport über das Rote Meer schließt auch das größte Risiko ein, da englische Schiffe zumindest in den Küstengewässern im Rahmen der UNO-Vereinbarungen verdächtige Segler untersuchen.

Das dunkle Förderband

Muhammadu

Fatika, der

Magier vom großen Volk der Haussa in Westafrika, lebte in der Nähe eines uralten Affenbrotbaumes. Er war ebenfalls bei einer Pilgerfahrt quer durch Afrika bis nach Keren gelangt, einem kleinen Marktflecken hinter den Küstenbergen am südlichen Roten Meer.

Mein Dolmetscher Iasin Mohammed vom Stamme der Bedschuk, den ich in der Umgebung von Keren angeworben hatte, wollte mich zu diesem Magier bringen. Grinsend saß der dunkelhäutige Westafrikaner zwischen den Wurzelansätzen des Affenbrotbaumes, als wir uns ihm näherten. Er kritzelte seltsame Zeichen auf ein Stück Papier, nachdem wir uns kurz mit einem «Salaam» begrüßt hatten. Dann zerknüllte er das Papier, warf es in einen mit Wasser gefüllten Krug, in dem sich die grüne Tinte, mit der er geschrieben hatte, auflöste. Das so entstandene Getränk schlürfte mein Dolmetscher, der fest daran glaubte, daß der aufgenommene Zauberspruch ihn mit neuen Kräften versehen werde.

Aber Muhammadu Fatika befaßte sich nicht nur mit der Kräftigung seiner Klienten, sondern auch mit der Vernichtung ihrer Gegner für gutes Geld. Er kannte Kräuter, deren Absud Teile des menschlichen Gehirns zu lähmen oder gar zu vernichten vermag, so daß der Betroffene sein Gedächtnis für kurze, längere Zeit oder auch für immer verlor. Iasin Mohammed, mein Dolmetscher, flüsterte mir auf dem Heimweg zu, Muhammadu Fatika gehöre zur Organisation der «Takruri», die seit Jahr-

hunderterten die Züge der westafrikanischen Pilger quer durch den dunklen Kontinent überwachen. Die Takturi sind Nachkommen sudanesischer Stämme, die in früheren Zeiten das schwarze Reich Senaar im nördlichen Sudan errichtet hatten und nach dessen Vernichtung durch die Ägypter im Jahre 1820 überall hin verstreut wurden. Sie sind zu Heimatlosen geworden und werden nirgends unter andern Stämmen aufgenommen. Es lag nahe, daß viele dieser Takturi sich dem Sklavenhandel zuwandten. Zusammen mit ihren entfernteren Rassenverwandten quer durch den Sudan bis an die Westküste Afrikas hatten sie im Laufe der Zeit die Kontrolle erst über den offiziellen und später über den illegalen Sklavenhandel an sich gerissen. Wehe dem Spitzel, der im Auftrag der europäischen Kolonialregierungen unter den Takturi zu wirken sucht. Er wird mit Sicherheit erwischt und unschädlich gemacht. Diese Aufgabe liegt in den Händen der Magier, die quer durch Afrika hindurch Posten bezogen haben. Diese Magier der Takturi wiederum waren – und sind – die mächtigsten Geheimführer der Organisation für Sklavenhandel.

Iasin Mohammed führte mich später zu einem ehemaligen Häuptling der Bedschuk, der auf diese Weise vor zehn Jahren sein Gedächtnis verloren hatte, weil er sich weigerte, in den Dienst der Takturi zu treten. Die Bedschuk wohnen in einer Zone des Küstenhinterlandes des Roten Meeres, durch das die Pilgerkarawanen ziehen, die auf illegalem Weg die arabische Halbinsel zu erreichen suchen. Der Häuptling der Bedschuk hatte die Pilgertransporte der Takturi, die die einsamen Bedschuk-Täler auf dem Weg ans Rote Meer gerne benützten, durch hohe Wegzölle erpreßt und der englischen Polizei eine illegale Karawane, die diese Summe nicht bezahlen wollte, verraten. Auf unerlaubter Übertretung der Grenze Erythräas stand aber eine mehrjährige Gefängnisstrafe und eine Buße von etwa tausend Franken pro Person.

Wir trafen Al-Dschemihl, das Opfer, gerade beim Gebet auf den Gräbern seiner Vorväter. Sein Totengesang war das einzige, was er aus seinem früheren Leben mit in die zeitlose Gegenwart hinübergerettet hatte. Die Leute von Keren behandelten ihn mit großer Scheu und betrachteten ihn als einen Irrsinnigen, obwohl die Ursache seines Schicksals den meisten bekannt war.

Ich stieß dann quer durch Erythräa auf die vielen kleinen Siedelungen der Takturi, die sich auf dem Niemandland der Flußbänke niederließen, auf denen sie Hirse und Bananen ziehen. Seit Jahrhunderten folgt ein Pilgerzug aus West- und Zentralafrika dem andern quer durch Afrika, von Takturi-Dorf zu Takturi-Dorf. In diesen Dörfern können die Pilger gegen Entgelt schlafen und essen. Wenn eine Gruppe weiter nach Osten – oder auf der Rückkehr nach Westen – zieht, rückt die nächste nach. Und so läuft das Förderband jahraus, jahrein.

In jedem der Kolonialgebiete sitzt außer dem Magier ein Chef der Takturi, der vor allem für die Mitglieder des Volkes der Haussa verantwortlich ist, die ihre Wohnsitze im Gebiet des Niger haben. Mir fiel auf, daß diese Chefs über eine große Zahl von schwarzen jungen Dienern verfügen. Auch in den kleinen Kaufläden der Takturi fehlten solche Diener nie, die durch deren Inhaber an Freunde – besser gesagt an Komplizen – weitergereicht wurden. Man verschaffte ihnen so scheinbar jeweils eine besser bezahlte Stelle weiter im Osten, bis sie zuletzt an einen Komplizen an der Küste des Roten Meeres gelangten, der sie in der Nacht auf einen Segler nach Arabien verfrachtete, wenn er sie nicht als «Matrosen» einem arabischen Seglerkapitän gibt, der sie später in Saudiarabien, Asir, im Jemen, Hadramaut oder in Oman absetzt.

Da die meisten dieser jungen Diener Mohammedaner sind, bedeutet die Aussicht auf die Teilnahme an einer «Hadsch», an der Pilgerfahrt ins geheiligte Mekka, eine einmalige Gelegenheit, die Vorschriften des Propheten zu erfüllen. Daß sie nie mehr in ihre alte Heimat zurückkehren würden, fällt ihnen nicht ein. Die Preise für solche Jungen liegen heute in Arabien um sechs- bis zehntausend Franken. Sie sind gestiegen, seit die arabische Oberschicht infolge ihrer Anteile am Erdölgeschäft reich geworden ist. Sklaven aus dem fernen Westafrika werden besonders hoch bezahlt, da es für diese schwerer ist zu fliehen. Dann kommen auch die Kosten des Transportes, Nahrung, Obdach und anderes mehr dazu, die vor allem die Herren der jungen «Diener» zu tragen haben. Der Preis wird überdies durch Zwischenhändler erhöht, die etappenweise die Diener übernehmen. Oft bezahlen die arabischen Käufer sogar den Sklavenvermittlern die neuerdings von Arabien vorgeschriebene

Garantiesumme für den Aufenthalt im heiligen Land des Propheten, damit der künftige Sklave nicht ohne Einreiseerlaubnis in Arabien eingeschmuggelt werden muß.

Da eine amtliche Registrierung der Bevölkerung selbst in den europäischen Kolonien noch kaum besteht, ist auch eine Kontrolle der Bevölkerungsbewegung schwierig, und da die Oberhäuptlinge, Emire und Sultane der unzähligen Herrschaftsgebiete innerhalb der Kolonien am Sklavenhandel häufig direkt beteiligt sind, und die weißen Beamten es mit ihnen, besonders heute, nicht verderben dürfen, fehlt der Ankläger selbst in krassen Fällen des Menschenschmuggels.

Ein Sklave floh aus Arabien

Der Laternenträger eilte schon mit den brennenden Karbidlampen durch die Hauptgasse des Basars von Dschidda, der Hafenstadt von Mekka am Roten Meer. Durch das Halbdunkel drängte sich die dichte Menge von Pilgern aus allen muselmanischen Gebieten der Welt, aus denen jährlich dreihunderttausend Mekkapilger die heilige Stätte des Islam aufsuchen.

Ich saß in einem kleinen Kaffeehaus im Zentrum des Basars, im Gespräch mit einem Nigrier aus Sokoto und einem Sudanese aus Bamako im französischen Sudan. Als die übrigen Gäste sich schon entfernt hatten, verriet mir der Mann aus Bamako, er sei gekommen, um einen seiner Brüder zu suchen, der nicht mehr aus Mekka zurückgekehrt sei. Er bat mich, ihm dabei zu helfen, da ich ja aus einem Lande stamme, das sich für die Hilfsbedürftigen überall einsetze. Wir verstummten aber gleichzeitig, denn eben war einer der mit Krummsäbel und Karabiner bewaffneten Häscher des Vizekönigs von Hedschas vorübergegangen. Diesen Männern entwischt selten einer der Sklaven, die zu entfliehen versuchen. Da kaum je ein Sklave aus Arabien zu entkommen vermag, gelten jene, die nicht zurückkehren, einfach als verschollen oder tot. Und Afrikaner sind recht gleichgültig in bezug auf das Schicksal selbst ihrer Familienangehörigen, wenn sie einmal nicht mehr da sind. Die Mittel für eine Pilgerfahrt werden meist unter größten Opfern aufgebracht, so daß zusätzliche Kosten für Nachforschungen ohnehin fast unerschwinglich wären. Im übrigen sorgt die Organisation der Sklavenhändler frühzeitig dafür, daß eventuell

Beauftragte für solche Nachforschungen Arabien – oder nachher die Heimat – nicht erreichen.

Nach dem Verschwinden des Häschers erzählte mir der Sudanese im Flüsterton, er habe Hoffnung gefaßt, weil einer seiner Landsleute, Auad El Dschud vom Stamm der Gurma Raru im französischen Sudan, kürzlich nach Bamako zurückgekehrt sei. Dieser habe zehn Jahre als Sklave in Saudiarabien gedient, sei einmal entflohen, wieder erwischt und erneut verkauft worden, aber beim zweiten Versuch sei ihm die Flucht gelungen. Auad El Dschud habe vor dem Gericht in Bamako ausgesagt, der Häuptling Mohammed Ali habe ihn vor zehn Jahren veranlaßt, seine Tätigkeit als Kameltreiber aufzugeben, um bei ihm als Küchenjunge einzutreten. Später habe er ihn als Diener auf eine Pilgerfahrt nach Mekka mitgenommen. Die lange Reise führte von Gundam, westlich von Timbuktu, über Bamako, Mopti und Gao nach Niamey und von dort über Zinder nach Kano. Die Grenzbeamten Nigeriens hatten nicht nach den Papieren der Diener gefragt, die diese gar nicht besaßen, sondern sich nur um das große Gepäck gekümmert. Diese Grenzbeamten werden von den Scheiks und Sklavenhändlern bestochen und gehören indirekt mit zur Organisation. Daran ändert nichts, daß die Engländer in Nigerien einen «Korruptionsminister» ernannt haben und der schwarzen Polizei Unterricht in «Anti-Korruption» erteilen. Die nächsten Etappen waren Fort Lamy, Abecher, El Geneina, El Obeid im Sudan, Khartoum und Port Sudan, neben Suekin der Hauptausfuhrhafen für Mekkapilger aus Afrika.

Mohammed Ali blieb, wie es üblich ist, fast ein ganzes Jahr in Arabien, dann sagte er zu Auad, seinem Diener, daß er nach Kairo reise und ihn nachher hole. In der Zwischenzeit werde er bei einem Freund, einem der arabischen Prinzen, für 70 Rial (150 Franken) im Monat dienen und seinen Lohn vor der Heimreise ausbezahlt erhalten.

Ich bot meinem sudanesischen Bekannten immer wieder Zigaretten an. Er rauchte hastig und blickte sich unablässig nach Spitzeln um. Ich wußte, daß Neger nicht in unserem Sinne logisch erzählen. Alles ist Mosaik und ich mußte die Steinchen zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügen.

«Auad war sicher wieder der Betrogene», warf ich ein. «Das möchte ich nicht sagen»,

antwortete der Sudanese. «Es ging ihm gut, er wurde reichlich ernährt und zum Gärtner im Hofgarten des Prinzen ernannt. Monate vergingen, keine Nachricht von Mohammed Ali traf ein. Der Wesir des Prinzen veranlaßte, daß Auad eine Kammerzofe des Harems heiratete. Eines Tages, es waren schon drei Jahre vergangen, erschien ein Oberdiener des Prinzen und bedeutete Auad, daß sein Herr beschlossen habe, ihn weiter zu verkaufen.

Jetzt erfuhr Auad zum erstenmal, daß er ein Sklave war. Das bestätigte ihm auch der arabische Aufseher der Dienerschaft. «Weißt du denn nicht, daß Ali dich dem Prinzen verkauft hat?» rief dieser erstaunt aus.

Von diesem Augenblick an dachte Auad nur noch an seine Flucht. Er wurde zuerst in ein großes Haus in Dschidda verbracht, wo Dutzende schwarze Sklaven versammelt waren, meist Angehörige zentral- und westafrikanischer Stämme, deren Dialekte er zum Teil verstand. Die Sklaven waren einzelnen Vermittlern unterstellt. Unter diesen erkannte Auad sogar einige Häuptlinge aus seiner engeren Heimat. «Konnte er deren Namen nach seiner Rückkehr nicht nennen, als er in Bamako eingetroffen war?» fragte ich meinen Erzähler. «Und ob er das konnte! Nur half es ihm nichts, da die Genannten ihn als einen armen Irren hinstellten. Es fehlten Auad Zeugen für seine Aussagen.»

Ich wollte noch wissen, wie es dann Auad gelungen war zu entfliehen. Ich erfuhr das folgende: Auad el Dschud sei, als er vom Sklavenmarkt zu seinem neuen Herrn geführt wurde, in eine dunkle Gasse entwischt. Am frühen Morgen suchte er dann den französischen Konsul auf. Das einzige, was dieser tun konnte, war, einen Bericht nach Paris zu senden, denn Auad konnte sich nicht ausweisen, so daß eine D marche bei den saudiarabischen Behörden von diesen zurückgewiesen worden wäre.

Durch die Diener des Konsuls hatte aber der Wesir des Prinzen erfahren, daß sich Auad auf dem Konsulat befand, worauf dieser persönlich erschien, und Auad zur Rückkehr zu überreden suchte. Er drohte ihm mit dem sicheren Tod nach seiner Ausweisung aus dem Konsulat, die man schon werde erzwingen können, da er keine Papiere besitze. Auad ging mit.

Ich wollte erfahren, wie Auad dennoch endgültig fliehen konnte. Das ging nach Aussagen des Sudanesen folgendermaßen vor sich: Auad

mußte für seinen Herrn Kisten auf ein Schiff laden, das nach Suakin am Gegenufer des Roten Meeres fuhr. Es gelang ihm, sich im Laderaum zu verstecken. In Suakin verkaufte er seine Kleider an einen Händler, der sich der Umzäunung der Quarantäne genähert hatte. Mit dem Erlös erstand er sich vom selben Händler ein Umwurf Tuch und mit dem Rest bestach er die sudanesisische Wache, die ihn in der Nacht entfliehen ließ. Er schlug sich dann quer durch Afrika, Tausende von Kilometern bis nach Bamako durch.

Wir verfolgen Menschenj ger

Seit Jahrhunderten waren die Männer vom großen Volk der Tigrai aus dem abessinischen Hochland herabgestiegen, um aus den Urst mmen des Tieflandes, der Kunama, Baria oder Bazen, was ohnehin so viel heißt wie «Sklaven», Menschen zu entführen. Ich hatte unter letzteren Stämmen schon Monate zugebracht und in diesen «Wilden» die anst ndigsten Menschen lieben gelernt, die mir je auf meinen Reisen begegnet sind. Sie hatten mir am Herdfeuer erzählt, wie noch zur Zeit ihrer Großeltern ägyptische Soldaten erschienen waren, um Stammesangeh rige als Sklaven für den Vizekönig und seine Höflinge zu fangen und wegzuführen. Auch Ras Alula war ihnen noch gegenwärtig, ein abessinischer Herrscher, der vor wenig mehr als einem Menschenalter im Kunamaland den königlichen Sport der Menschenjagd betrieb, wobei seine Krieger ganz einfach um des T tens willen mordeten.

Ich schlief auf einem Hügel in einer der bienkorbartigen Grash tten der Kunama. Der Tropenregen prasselte auf das Dach, draußen herrschte vollständiges Dunkel. Plötzlich hörte ich laute Schreie und trat sofort ins Freie. Fackeln leuchteten zwischen den H tten des Dorfes auf und schon bald bewegte sich ein Fackelzug zum Fluß hinüber. Ich hatte die Männer, die Lanzen und Schwerter trugen, schnell erreicht. Zwei Mädchen waren im Schlafe aus ihren H tten entführt worden. Ein Hilferuf hatte deren Angehörige geweckt. Aber zu spät. Wir sahen auf den dunklen reißenden Wassern weit draußen den Schatten eines Flo es vorbeigleiten und im Ufergeb sch verschwinden. Der Versuch, rasch ein Floß zu zimmern, um den Räubern nachzustellen, war sinnlos. Jenseits dehnte sich fast undurchdring-

licher Urwald bis zur abessinischen Grenze am Setit-Strom aus und man konnte nicht wissen, wie zahlreich die Räuber waren.

In der gleichen Nacht sandte der Dorfhäuptling zwei Boten auf verschiedenen Wegen nach Barentu, dem nächsten Verwaltungsort, um die englische Polizei um Hilfe zu bitten. Bereits im Morgengrauen erschien ein junger englischer Polizeioffizier mit einem Dutzend schwarzer Askaris. Ich kannte den Engländer und er erlaubte mir, ihn auf der Jagd nach den Räufern zu begleiten.

Der Marsch durch den dichten Urwald, meist auf Elefantenpfaden, nahm zwei Tage in Anspruch. Wir begegneten keiner Menschenseele. Über die wenigen Lichtungen huschten kaum armlange Zwergantilopen und unzählige Perlhühner flatterten in die Büsche. Noch frische Losung von Elefanten verriet uns, daß diese Dickhäuter erst kurz vor uns hier durchgezogen waren. Von den Räufern fanden auch die Späher vom Stamme der Kunama keine Spur. Unser Plan war, den einzigen kleinen Polizeigrenzposten am Setit rasch zu erreichen und von dort aus die Männer der wenigen Kunamadörfer längs des Flusses auszuschicken. Auf diese Weise sollte eine, wenn auch lockere Kette entstehen. Läufer hielten mit uns die Verbindung aufrecht. Nach zwei Tagen erreichten wir den Setit, wo wir sofort alle Dörfer alarmieren ließen. Wir selbst durchstreiften die Grenzzone, als uns nach Tagen ein Läufer vom Polizeiposten aus erreichte und dem Offizier einen Brief übergab. Ein abessinischer Polizist vom Gegenufer hatte ihn gebracht. Er stammte vom Gouverneur der Provinz Kafta, der sich gegen einen Grenzübertritt unsererseits zum voraus verwahrte und versprach, von sich aus den Räufern nachstellen zu lassen.

Als wir ohne Erfolg nach Ducambia zurückkehrten, zog ich in das Gebiet eines andern Kunama-Stammes. Nach Monaten war noch keine Nachricht von den geraubten Mädchen eingegangen. Im Gegenteil, fast jede Woche wurden in andern Gebieten Mädchen geraubt und entführt. Als die Kunama ihren Mädchen Männer als Schutz beim Wasserholen an den einsamen Wasserstellen – den einzigen Wasserlöchern der wieder beginnenden Trocken-

zeit – mitgaben, wurden manche von diesen aus dem Hinterhalt überfallen und getötet.

Die Mädchen der Kunama sprechen nur ihre Sprache, die mit den abessinischen Sprachen der Nachbarschaft nichts gemein haben. Sie gelangen in die Harems der sudanesischen Araber und von dort weit hinein nach Kordofan und Darfur. Die Kunamamädchen sind reizvolle, gutmütige Geschöpfe, die sich in den Harems leichter herumbefehlen lassen als die widerspenstigen Mädchen der benachbarten Stämme. Die Preise für solches Menschengut erreichen selten mehr als 200 Franken. Schon das gilt im ganzen Gebiet Nordost- und Ostafrikas als hoch. Es handelt sich hier um den «Einstandspreis», bei der Übergabe aus erster Hand an einen eigentlichen Händler. Dieser löst dann bereits mehr. Arabien sucht aber heute in erster Linie Knaben und nicht Mädchen.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Sklavenhandel in Afrika in absehbarer Zeit zurückgehen wird. Nationalistische Regierungen werden sich die Einmischung der Europäer und Amerikaner verbeten. Wohl wird man in schwarzen Parlamenten schöne Beschlüsse zur Garantierung der persönlichen Freiheit und der Menschenrechte zu Papier bringen, aber in Afrika ist Papier noch geduldiger als bei uns.

Dazu kommt, daß die westliche Welt vom arabischen Erdöl abhängig ist und es mit den arabischen Herrschern nicht verderben will. So wird eben auch das Hauptabsatzgebiet für afrikanische Sklaven, die arabische Halbinsel, bestehen bleiben.

In ganz Arabien ist es seit Jahrhunderten üblich, daß reiche Leute ihre Kinder mit gleichaltrigen Sklaven aufziehen, die zu deren Leibdienern auf Lebzeiten werden. Oft wird ein solcher Sklave später freigegeben und freies Mitglied der Familie. Der Koran schreibt ja vor, daß ein guter Muselmane einmal in seinem Leben einen Sklaven freikaufen solle. Mancher arabische Sklave brachte es gelegentlich zu höchsten Ämtern. Der Vater des heutigen Königs von Saudiarabien, Ibn Saud, hat strenge Gesetze über den Sklavenhandel verfaßt, die den Sklaven einen gewissen Schutz bieten. Nur für eines sorgen diese nicht: für ihre Befreiung.